

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Uebersicht der merkwuerdigsten Begebenheiten

verwundet! o Gott! vergib mir das Glück, ihm zu helfen! „Ihr kennt ihn also?“ fragte sie der Anführer der Koette. — „Ob ich ihn kenne!“ rief Marie, indem sie dem Vicomte um den Hals fiel, „ach! er ist das Theuerste, was wir auf der Erde besitzen.“ — „Ihr seht nun,“ ergriß Martin freudig das Wort, „daß sie das alles aus sich selbst spricht, und habe mich nahe genug beobachtet, um versichert zu seyn, daß ich es ihr durchaus nicht mit irgend einem Zeichen oder einer Miene zu verstehen geben konnte.“ — „Das ist wahr,“ sagte der Kommandant aus der Vorstadt. — „Armer Joseph! mein armer Bruder!“ fügte Jauffret mit einem bedeutenden Tone und einem Blick auf seine Kinder hinzu. Diese, die ihren Vater verstanden, ließen herbei, küßten dem Vicomte die Hände und das Gesicht, und nannten ihn ihren Onkel, ihren lieben Onkel, Heinrich besonders, der sehr verständig war, schmeichelt ihm und nennt ihn seinen Vathek. „Mein Bruder, mein guter Joseph,“ sagte Marie, „das hätte ich nicht gedacht, daß die Charité, die wir hier suchen, dazu dienen würde, deine Wunde zu heilen.“ — „Lassen wir jetzt das,“ fiel der Lumpensammler rasch ein; „er hatte Mühe, den Weg mit uns hierher zu machen, und die Treppen zu steigen; die Kugel ist in's Fleisch gedrungen, das muß ich wissen.... Was nun der Chirurg kommt, wasche seine Wunde mit warmem Wein aus.... Nur Mut, Bruder, es wird bald wieder gut seyn! Ihr, Kinder, sorget mir recht für euren Onkel; er verdient es; er hat nicht auf uns geschossen.... Aber ich vergesse ganz, daß meine Leute mich auf dem Plage Saint-Sulpice erwarten: auf, Kameraden, folgt mir, laßt uns unsere Kräfte vereinigen, es geht gegen die Kasernen Babilone!“

Mit diesen Worten stürzte er hinaus, die Andern ihm nach, und ihnen folgte der kleine Heinrich mit seiner Sattelpistole und einigen Patronen, die er auf der Straße gefunden hatte. Als nun der gereizte Vicomte sich von den lästigen Zeugen befreit sah, überließ er sich ganz dem Zuge seines dankbaren Herzens, und sprach laut sein Erkennen aus über die ansehnliche Hingebung eines Menschen aus dieser Volksklasse, indem er ganz vergaß, daß er sich den Lumpensammler einst auf eine ähnliche edle Weise zum Schuldner gemacht hatte.

Unterdessen kam der Wandarzt, untersuchte die Wunde, und erklärte, daß sie zwar nicht gefährlich sey, aber eine große Ruhe erfordere, und daß daher der Graf sich einige Tage gar

nicht bewegen dürfe. Da lag also der reiche Vicomte von Astrol auf dem Bette eines Lumpensammlers und seiner Frau, welche sich nun auf dem Boden ein Strohlager bereiteten, und seine treuen Krankwärter waren.

So oft Jauffret in jenen Tagen aus der Stadt nach Hause zurückkehrte, erschütterte er dem Grafen ausführlichen Bericht über die neuesten Ereignisse, und es entspann sich dann oft darüber ein lauges Gespräch unter ihnen. Im Verlaufe eines solchen, sagte einmal Martin in warmem Eifer: „Ich war gewiß ein braver Soldat, aber nie hätte ich mich zwingen lassen, gegen meine Mitbürger zu kämpfen.“ — „So denkt auch ich, Jauffret,“ erwiderte der Vicomte; „denn als der Anführer unseres Regiments den Befehl gab, auf stehende Frauen und Kinder zu schießen, da zerbrach ich meinen Degen, und erklärte, daß ich nicht mehr des Armes angehöre. Ich verließ die Reihen und suchte meine Wohnung zu erreichen, als ich bei dem Plage Saint-Sulpice von einem Volkshaufen verfolgt wurde, vor dem mich aber der Himmel schützte, indem er mir Euch, meinen Retter, sandte.“ — „Also habe ich meine Kameraden nicht betrogen,“ rief Martin freudig aus, „als ich sie versicherte, daß mein Bruder Joseph nicht auf seine Mitbürger geschossen hat?“ — „Ich that sogar mein Möglichstes, es zu verhindern.“ — „Nun,“ sagte Jauffret, „sind meine Wünsche ganz erfüllt. Als ich Euch zu retten unternahm, sah ich in Euch nur meinen Wohltäter, und habe also zwei Schulden auf einmal bezahlt.“

So sehr es nun auch den Lumpensammler drängte, kein Schminke mehr aus dem wahren Namen und Stande seines thueren Kranken zu machen, so durfte er es doch noch nicht wagen, da die Aufregung der Gemüther noch zu groß war, und jenem daher immer noch Gefahr drohen konnte. Das sah auch die Gemahlin des Vicomte sehr wohl ein, und ließ sich daher immer nur durch Martin und seine Frau die Nachricht über das Befinden ihres Mannes bringen, indem sie es sich versagte, die Pflege mit diesen guten Leuten zu theilen. Endlich nach vierzehn Tagen war der Graf so weit hergestellt, daß er in seine Wohnung gebracht werden konnte. Während der Nacht trugen ihn Jauffret und der Wandarzt, der allein mit in die Sache eingeweiht war, dahin, begleitet von Marie und den beiden Kindern. Die Freude, mit welcher das ganze Haus diesen Tag empfing, war unbeschreiblich. Der Graf nannte den Lumpensammler

seinen Bruder, seinen lieben Martin, und Marie seine gute Schwester. Die Gräfin konnte kaum Worte finden, um ihr Dankgefühl auszudrücken für die Erhaltung ihres Gemahls und bot seinem edlen Lebensretter eine schwere Börse mit Gold an. „Frau Gräfin,“ entgegnete dieser, „Ihr würdiger Gemahl hat mir das Leben gerettet, ich hatte das Glück, das seinige zu beschützen und zu erhalten; wir sind quitt.“

Der Vicomte bestand darauf, ihm wenigstens die Kosten, die er ihm verursacht habe, zu vergüten; aber auch das schlug er aus, mit den Worten: „Meine gute Marie und ich sind im Stande, solchen kleinen Zufälligkeiten die Spitze zu bieten, und Sie köthigen mich, Ihnen deshalb ein Gesandniß abzulegen, welches Sie überraschen wird. So wissen Sie denn, Herr Graf, daß keine Woche vergeht, in welcher nicht eines von uns ein Fünfrankensstück in die Sparskaffe legt, und daß wir dort bereits, nach 16 Jahren, die wir bald beisammen leben, mit einer Summe von beinahe 4000 Franken eingespriessen sind, welche wir mit Gottes Hülfe

für unsere Kinder bald zu verdoppeln hoffen. Wie freuen uns daher eines gewissen Wohlstandes, der sich stets nur vermehren kann, da er in unserer Lebensweise nichts ändert. Auch Ihr Gold würde unser Glück nicht erhöhen, und nur unser Jatzgefühl beleidigen; was ich aber von Ihnen zu bitten wage, ist die Erlaubniß, die und da an einem Sonntag Morgens mit meiner kleinen Familie Sie zu besuchen, und wenn Sie allein mit der Frau Gräfin sind, Ihre Hand zu drücken, und Sie.... Bruder zu nennen.“ — „Und ich Onkel,“ sagte Willi; — „und ich Vathek,“ rief Heinrich. — „Dann darf ich Sie Joseph nennen,“ sagte schüchtern Marie.

„Ja, ihr guten lieben Leute,“ antwortete der Vicomte, indem er ihre Hände nahm, „ja, ich rechne es mir zur Ehre an, Euch anzugehören. Wir wollen beweisen, daß es keinen Gradesunterschied gibt, welchen die Tugend nicht ausgleiche, daß alle guten Herzen von einem Blute sind, und alle Rechtschaffenen nur eine Familie ausmachen.“

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten,

Welche sich vom 1sten Juli 1831 an bis auf den nämlichen Tag 1832 zugetragen haben.

Der Ausgang des Kampfes, welchen das schwache, verkommene Polen mit dem riesenmäßigen Rußland zu bestehen hatte, fiel aus wie man es leicht vorhersehen konnte. Heldenmuth und Patriotismus konnten wohl eine Zeit lang hartnäckige Gegenwehr gegen den Andrang eines an Zahl und Kriegsmitteln überlegenen Feindes leisten; aber immer mehr schmelzt der Heldenhaufen zusammen, immer mehr schwinden die Kriegsmittel, immer mehr versinken die Soldaten, und die Katastrophe ist unermidlich. So fiel das sich selbst überlassene Polen. Nachdem die Russen die Hauptstadt Warschau erobert und erobert hatten, war jeder weitere Widerstand vergeblich. Einige Korps unterwarfen sich dem Sieger, andere die sich nicht unterwerfen wollten, sahen sich gezwungen, diese nach Oestreich, jene nach Preußen zu fliehen, wo sie ihre Waffen abgeben mußten. Sie schauten sich bald nach unserm gastfreundlichen Frankreich, wo wir sie nach und nach in kleinen Schaaren haben anziehen sehen. Was wird nun ihr wei-

tes Schicksal seyn? Werden sie noch eine Restauration ihres Vaterlandes erleben?....

Im Uebrigen läßt sich die Uebersicht des wichtigsten Theils der merkwürdigen Begebenheiten seit letztem Berichte im hinkenden Voten von 1832 in wenig Worten fassen: zwei Feldzüge ohne Schwertreich noch Schuß, Protokolle und Volksaussätze, Volksaussätze und Protokolle.

Der Londoner Kongreß, gebildet von den Bevollmächtigten der fünf großen Mächte Europas, als da sind Frankreich, England, Oestreich, Preußen und Rußland, haben wir voriges Jahr schon berührt. Dieser hat sich's zum Zweck gesetzt, die Angelegenheiten Belgiens und Hollands durch Protokolle zu schlichten, und zwei feindselig einander gegenüber stehende Nachbarn zu vereinbaren: ein schweres Stück Arbeit! Weder Interesse welches so sehr von einander ab, daß das Bestreben des Kongresses schwerlich durch Güte und Ueberredung, sondern wahrscheinlich nur durch Kraft wird durchgesetzt werden können.

Selbst Belgien das schon so viele Herru ge-

habt, das einst eine spanische Provinz, dann eine östreichische, hernach eine französische, zuletzt eine holländische gewesen, und nun zum selbstständigen Staate erhoben ist, und sein neuer König Leopold von Sachsen-Koburg, der eine Krone zum Geschenk bekommen, haben Umstände gemacht, und obschon sie zuletzt die Entscheidungen des Kongresses angenommen haben, so sind sie doch nicht ganz damit zufrieden. Aber König Wilhelm von Holland weigert hartnäckig sich nach denselben zu fügen. Un gerecht zu seyn muß man aber auch gesehen, daß ihm arg mitgespielt worden, und daß er in diesem Handel der am meisten beeinträchtigte ist. Durch die Trennung Belgiens (was ihm bei der großen Ländertheilung nach dem Sturze Napoleons als Ersatz für entrissene Kolonien und Besizungen in anderen Welttheilen war zuerkannt worden) hat er schon die Hälfte seines Reichs verloren; ein solcher Verlust verschmerzt sich nicht so leicht; nun soll er noch einen Theil seines ererbten Großherzogthums Luxemburg hergeben, und auch andere Vortheile einbüßen, wozu er sich nicht verstehen will, weil er, wie er erklärt hat, als ein rechtmäßiger, schon längst zur Regentenfamilie gehörender Souverain, nicht zulassen kann, daß fremde Mächte über seine landesherrlichen Rechte bestimmen, ohne ihn zur Berathung mitzuziehen. Nichts desto weniger giengen die Protokolle ihren Weg; da verlor er auf einmal die Geduld, kündigte den Waffenstillstand auf, und rächte mit seiner schlagfertigen Armee in Belgien ein, das im Vertrauen auf den Waffenstillstand fast unbewaffnet wenig Widerstand leisten konnte und schnell erobert worden wäre, hätte Leopold Frankreich nicht um Hülfe gerufen. Ludwig Philipp, der vor kurzem eine Observations-Armee an der nördlichen Gränze des Reichs versammelt hatte, ergriff mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, der Kriegspartei im Lande, die unaufhörlich über sein Friedenssystem ihn neckte, ohne Gefahr das Maul zu stopfen. Die Armee erhielt schleunig Befehl den Holländern entgegen zu rücken. So hatten es aber die Holländer nicht gemeint, mit den Franzosen wollten sie sich in keinen Kampf einlassen, und zogen sich so schnell wieder in ihre Gränzen zurück, als sie herausgebrochen waren. Dies der erste Feldzug ohne Schwertschlag.

Weil nun die Franzosen, mit dem Marschall Gerard an der Spitze, einmal da waren, so wären sie auch gern eine Zeitlang geblieben, bis die holländisch-belgischen Handel, und ein anderer Frankreich näher angehende Handel wegen belgischer Fesslungen, die zu Gunsten Frankreichs ge-

schleift werden sollten, geschlichtet seyn würden. Das hat ihnen aber der Londoner Kongress beinahe übel genommen, und erklärt, so sen's nicht gemeint, sie müßten das Land wieder räumen, sonst hätten sie es mit den vier übrigen Mächten zu thun. Da nun Ludwig Philipp, unser König, dahinn Mühe genug hatte mit den Feinden im Innern fertig zu werden, so hatte er wenig Lust es mit den fremden Mächten zu verderben, und rief seine Armee zurück.

Seidem ruhen in Holland wie in Belgien die Schwerter in den Scheiden; desto thätiger sind die Federn in London, und Protokolle reihen sich an Protokolle; von 18 Artikeln, von 12, von 24, kurz Protokolle von allen Größen zum Ausuchen. Das von 24 Artikeln ist ein Friedensstratats-Vorschlag, der alle Differenzien ausgleichen sollte, diejenigen ausgenommen die späteren Ausgleichungen aufgehoben sind; die Herren Bevollmächtigten hatten es mit besondern Fleiß ausgearbeitet; die Belgier nahmen es an, obwohl mit einem sauern Gesichte, denn sie hätten lieber alles als nur einen Theil; aber Holland will es durchaus nicht annehmen, und macht gar viele Einwendungen. Daran kehrt sich aber der Kongress nicht, läßt von seinem Traktat fünf Abschriften machen für die fünf Mächte, schickt sie ab, damit sie ratifizirt würden: denn, wie der geneigte Leser wohl weiß, gilt ein von Bevollmächtigten aufgesetzter Traktat nicht eher bis er von denjenigen ratifizirt ist, welche die Vollmacht gegeben haben. England und Frankreich ratifizirten frisch weg; aber Preußen, Oestreich und besonders Rußland suchten allerlei Hindernisse, die Ratifikation zu verzögern: man wollte dieß und jenes noch recht bedenken, dieß und jenes noch abwarten; man vertröstete sogar wegen der großen Entfernung, Wien, St. Petersburg, seyen nicht so nahe als London und Paris; kurz, sie machten es wie der hinkende Bote wenn er nicht gern zahlt: „habet Geduld bis Martini, bis Weihnachten, bis Ostern, bis Pfingsten,“ mit dem Unterschied, daß man den hinkenden Boten den Haussier schicken kann, aber den großen Mächten nicht. Endlich, als man es mit guter Manier nicht länger mehr aufschieben konnte, kamen die Ratifikationen nach und nach her gehunken, aber mit Klauseln beschwert, welche eine Hinterthür zu neuen Erörterungen hinsichtlich des Luxemburgischen offen lassen, deren Entscheidung dem Bundestag zu Frankfurt vorbehalten ist.

Trotz dieser Ratifikationen und noch einiger Protokollen, die die Konferenz erließ, sind die

Streitkräften zwischen Belgien und Holland noch lange nicht geschlichtet; Se. neerlandische Majestät verharret in ihrem Oppositionsgeiste, und wollen die Mächte dem Handel ein Ende machen, so werden sie gezwungen seyn, so sehr es ihnen zuwider ist, Gewalt zu gebrauchen.

Wenden wir nun die Blicke von den Niederlanden weg nach Italien, wo es schon voriges Jahr so unruhig zugien. Als die Oestreicher, nach wiederhergestellter Ruhe im päpstlichen Gebiete, sich wieder in die Lombardei zurückgezogen hatten, brachen zu Anfang dieses Jahrs in den Legationen neue Unruhen aus, die der Pabst mit seinen geringen Streitkräften zu unterdrücken sich abermals nicht stark genug fühlte, und deshalb die nahen Oestreicher neuerdings zur Hülfe herbeirief. Da fiel es auf einmal der französischen Regierung ein, welche sich schon so heroisch gegen Don Miguel, dem Königlein in Portugal, und gegen Wilhelm, dem Königlein in Holland, benommen, auch in Italien seine Kraft zu äußern, dort den Oestreichern die Ruheflistung nicht allein zu überlassen, und dem Pabst auch Hülfe zu bringen, obwohl er sie gar nicht verlangte, ja selbst dagegen protestirte. Schnell werden einige Schiffe ausgerüstet, einige Bataillone eingeschifft, und ein günstiger Wind bringt die kleine Armada ohne Mißgeschick vor Ancona. In der Nacht vom 22sten auf den 23sten Februar stiegen die Truppen ans Land, und als sie die Thore Anconas, wo man sie nicht erwartete, geschlossen fanden, ließ der Kommandirende durch die Sappeurs ein Thor sprengen und zog ohne weitere Umstände in die Stadt ein. Dieß der zweite Feldzug ohne Schwertstreich.

Wie leicht vorzusehen, elektrisirte der Anblick der dreifarbigten Fahne, die noch obendrein auf der Citadelle triumphierend aufgezflanzt wurde, die hitzigen Köpfe der unzufriedenen Italiener nur noch mehr; sie glaubten, jetzt würde es gelten; die Franzosen, sonst keine sonderliche Verehrer des heiligen Stuhls, wären gewiß nicht gekommen, dem Pabste Weisand zu leisten, sondern die Revolution Italiens zu befördern. Inzwischen scheute sich der Pabst nicht seine Entrüstung gegen diesen eigenmächtigen Einfall in sein Land laut zu bezeigen; Protestationen folgten auf Protestationen, und der französische Gesandte in Rom sah sich in peinlicher Verlegenheit, wie nach diesem Gewaltstreich das gute Vernehmen mit dem heiligen Vater wieder herzustellen sey. Vorerst mußte die dreifarbigte Fahne von der Citadelle wieder abgenommen und die päpstliche aufgesteckt werden. Die bar-

ke Weise wonkt bei der Besetzung der Stadt verfahren worden, wurde auf den Kommandanten geschoben und derselbe abberufen. Die Besetzungstruppen wurden vermindert. Mit dieser Genugthuung wollte sich einstweilen der Pabst begnügen, und willigte ein, daß die übrigen Truppen noch einige Zeit in Ancona auf ihre eigenen Kosten verblieben. Was aber dieses Häuflein französischer Krieger dort noch bezwecke, müßet ihr den hinkenden Boten nicht fragen, denn er weiß es nicht, und vielleicht die Regierung selber nicht. Offenbar sind ihrer zum Spaß zu viel, zum Ernst zu wenig; wan ist fast versucht zu denken, sie blieben nur da Schandeshalber, damit es nicht heiße sie seyen um nichts und wieder nichts gekommen.

Seit der letzten Uebersicht haben sich die Volksaufstände gar sehr vervielfältigt: Der Erfolg der glorreichen Julitstage ist zu lockend, als daß diejenigen, die noch nichts dabei gewonnen haben, nicht versucht seyn sollten, dieselben nachzumachen. Daher alle Paar Monate ein Aufstand zu Paris, ein ziemlich darüber zu Lyon, wo die Auführer, meistens Seidenarbeiter, zu denen ein Theil der Nationalgarde sich gesellte, mehrere Tage lang den Meister spielten, nachdem sie das Militär zum Rückzug gezwungen hatten; er wurde jedoch durch Aufstellung einer großen Macht, an deren Spitze der Herzog von Orleans in Begleitung des Kriegsministers sich zu stellen nicht unter seiner Würde hielt, bald wieder gedämpft. Minder bedeutende Aufstände gab es ferner zu Grenoble, zu Nismes, zu Larracon und an andern Orten. Der wichtigste von allen war aber der große Auführ zu Paris im Juni, bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses vom General Lamarque, der nichts weniger zu bezwecken schien als uns eine zweite Vorstellung der ewig denkwürdigen Julitstage zu geben. Ludwig Philipp hatte aber tüchtigere Maßregeln getroffen als damals Karl X; der beliebte Grundsatz, das Militär solle nie auf das Volk schießen, war schon zu Lyon und zu Grenoble für ungültig erklärt worden, und wurde auch zu Paris bei Seite gelegt; die Nationalgarde schloß sich an das Militär an und schoß wacker auf die Meuterer, die bald den kürzern zogen; von beiden Seiten floß Blut; in einer Straße, wo die Auführer aus den Häusern schossen, mußten die Thüren mit Kanonenschüssen eingeschoben, und Haus für Haus mit Gewalt eingenommen werden. So wurde auch ein altes Kloster, wo viele Auführer sich versammelt hatten, großen Theils junge Leute aus den

hohen
und d
und d
Uns
Julius
uralt
der s
heiß
ten
liegt,
man
richt
W
regte
Provi
derer
listen
Herzo
enger
schun
sie sic
für ih
Sie b
Getre
in T
nehme
worde
geheim
der
bleiben
selbe
die M
den,
Gefol
die m
der
einma
Wende
Ordon
Frank
Sohn
eben f
dem
erhebu
sind i
Restau
Dyna
sey es
auf d
fabrik
haben

hohen Schulen, aus der polytechnischen Schule und der Veterinärshule von Alfort, gekürt, und die meisten derselben wurden niedergemacht. Aus den beiden großen Volksbewegungen im Juli 1830 und Juni 1832 geht aufs neue ein uralter Grundfah hervor; nämlich ein Aufruhr der siegt, heißt Revolution, die Aufrührer heißen Helden, werden hochgepriesen und erhalten Ehrenzeichen: ein Aufruhr der unterliegt, heißt Empörung, die Besiegten nennt man Rebellen, und sie werden den Kriegsgesrichten zur Bestrafung übergeben.

Während dies in der Hauptstadt sich zutrug, regte sich in den mittäglichen und westlichen Provinzen des Reichs ein Empörunggeist anderer Art und Farbe; dort versuchten die Royalisten die weiße Fahne wieder aufzurichten. Der Herzogin von Berry hatten ihre Rathgeber eingeredet, daß Mißvergüngen und die Enttäufung seien in Frankreich so allgemein, daß sie sich nur zu zeigen habe, so würde sich Alles für ihren Sohn, Heinrich den Fünften, erklären. Sie bestieg also kühn ein Schiff, um mit einigen Getreuen ohne Waffen noch Kriegsvorrath in Frankreich zu landen. Ein solches Unternehmen, das eben nicht gar geheim gehalten worden, konnte der Regierung, die durch ihre geheimen Agenten im Auslande jeden Schritt der Herzogin beobachten ließ, nicht verborgen bleiben; dem Schiffe wurde aufgepaßt, und dasselbe an der Küste bei Marseille angehalten; die Herzogin war aber schon daraus verschwunden, wie? ist nicht bekannt. Eine Dame vom Gefolge der Herzogin befand sich noch darauf, die man Anfangs für die Prinzessin selbst hielt; der Irrthum wies sich aber bald aus. Auf einmal wurde das Daseyn der Herzogin in der Wendee ruckbar; sie erließ Proklamationen und Ordonnanzen, wo sie den Titel einer Regentin Frankreichs im Namen ihres minderjährigen Sohns nahm. Wie sie dahin gekommen, ist eben so räthselhaft als ihr Verschwinden nach dem Mißlingen der gewagten unzeitigen Schilderhebung der Wendee und Chouans. Die Zeiten sind nicht mehr, wo durch Bürgerkrieg eine Restauration bewirkt werden kann, und eine Dynastie, der es gelänge durch Waffengewalt, sey es von Aussen oder von Innen sich wieder auf den Thron zu schwingen, würde — die Erfahrung bezeugt es — einen schweren Stand haben und auf die Dauer sich nicht behaupten

können. Soll es je in Frankreich anders werden, so muß die Umwälzung aus innerer Ueberzeugung der Volkshairheit hervorgehen, die Menschen müssen zuvor die Unhaltbarkeit, die Nichtigkeit der jetzt herrschenden Ansichten erkannt haben; vor Invasion aber und vor Bürgerkrieg bewahre uns der Himmel! haben wir denn nicht Plagen genug, und zum Ueberflus noch die Cholera?

Nun haben wir noch den Leser auf das Gewitter aufmerksam zu machen, das über Portugal loszubrechen droht. Zwei feindlich gegen einander gesinnnte Brüder bereiten sich dort zum Kampfe. Don Pedro, der ehemalige Kaiser von Brasilien, möchte seinem Bruder Don Miguel die Krone entreiffen, um sie seiner Tochter Donna Maria aufzusetzen. Dem hinkenden Boten steht es nicht an zu entscheiden welcher von beiden die gründlichsten Ansprüche hat, und als seine Entscheidung würden wahrscheinlich dieselben sich nicht kehren. Don Miguel hat für sich den Besitz, den Ausspruch der Cortes und die Zustimmung des Volks, ferner die stillschweigende Entfagung seines Bruders, als derselbe die Souveränität Brasiliens annahm, das von Portugal auf immer getrennt ist: Don Pedro hat das Recht der Erstgeburt, ein allerdings entscheidendes, wäre er stets in Portugal geblieben. Dies ist ein Prozeß, den nur der Kanonendonner plädiren und der Sieg entscheiden kann. Don Pedro, der eine kleine Flotte ausgerüstet, und eine Armee aus Menschen aller Nationen angeworben hat, befindet sich gegenwärtig auf der Insel Terceira, der größten der Azoren, die zwar zum Reich Portugal gehört, aber schon längst Donna Maria als ihre Souveränin anerkennt; von da nimmt er sich vor in das Festland Portugals einzufallen und Don Miguel vom Throne zu stürzen.

Nachtrag. Vom 1sten August. Das Gewitter ist über Portugal losgebrochen. Don Pedro hat zu Oporto gelandet und dort festen Fuß gefaßt. Zwei Brüder stehen einander feindselig gegenüber, und Portugiesen sechten gegen Portugiesen. Welcher von beiden wird siegen? Das steht nicht in den Gestirnen geschrieben. Die Berichte hierüber sind sehr schwankend und widersprechend, weil sie offenbar vom Parteigeist dictirt sind; den wahren Stand der Sachen wird erst der Erfolg kund machen.

allgemeinen Jubel. Im Gefechte gegen die Be-
raubten, die Habe und Leben wacker verteidigt
hatten, war er leicht am Arme verwundet worden,
und streckte ihn einem jungen hübschen Mädchen
hin, das ihm die Wunde wusch; er sieht dasselbe
mit Liebe und Erkenntlichkeit an, und wirft nur
zu Zeiten einen zornigen Blick voll Verachtung
auf seine Gefährten. Neben ihm liegt die schwarze
Larve womit er bei seinen gefährvollen Streif-
zügen sein Gesicht verhüllt.

Beim Lesen dieses Dekrets, knirschten die
Räuber vor Zorn und schwingen ihre Waffen;
entrüstet, daß der Gouverneur sie fähig hielt, für
ein wenig Gold und die Freiheit einen niederträch-
tigen Verath zu begehren. Ihr Lieutenant beson-
ders konnte seine Wuth nicht bezähmen; obwohl
im Kaster ergraut, besitzt er noch ein gewisses
Ehrgefühl, das sich über den Gedanken einer so
schändlichen Handlung empört; er schwört den
Gouverneur dafür zu züchtigen, daß er eine so
verächtliche Meinung von ihnen hegt.

Der Hauptmann allein bezeigt darüber keinen
Zorn, keinen Unwillen: man hört ihn sogar
hülichlich sagen: „Der Gouverneur thut seine
Schuldigkeit... verdienen wir nicht den Haß
und die Verachtung aller Menschen?... Sind
denn nicht diejenigen, die jeden Tag, jede Stunde
alle göttlichen und menschlichen Befehle über-
treten, der Beschimpfung und Bestrafung jeder
Art würdig?...“

Guisardi (so hieß der Lieutenant) trug einen
grimmigen Haß gegen den Hauptmann im Bu-
sen. Dieser junge Mensch hat das Oberkommando
der Bande erhalten, das ihm, einem im Dienst
ergrauten Banditen gebürte. Höhere Einsichten,
Kaltblütigkeit verbunden mit glänzender Tapfer-
keit, ein gewisses sittliches Uebergewicht, das
überall und von selbst sich äußert, ein gebiete-
risches Wesen das bei ungebildeten, doch schlich-
ten Menschen Ehrfurcht erweckt, hat ihm in
kurzer Zeit den Rang eines Hauptmanns, das
Zutrauen und die blinde Zuneigung der Bande
erworben. Dieß war bei einem so auffahrenden
Manne wie Guisardi ein tüchtiger Antrieb zum
Hasse; dazu gesellte sich noch Eifersucht; er ist
für Floretta in Liebe entbrannt, jenes junge
Mädchen, das wir des Anführers verwundeten
Arm verbinden gesehen haben. Floretta begleitete
ihn als er bei der Bande eintraß, und seit-
dem ertrug sie in liebevoller Ergebenheit die Bes-
chwörden und Gefahren des neuen Standes.
Sie hat die Zudringlichkeit Guisardis mit Ab-
scheu verworfen. Ueberdies ist dieser im Besitz
eines wichtigen Geheimnisses.

Die Räuber haben sich in ihre Höhle zurück-
gezogen, wo sie im Begriff sind der nöthigen
Ruhe zu pflegen, und vor Schlafengehen ihre
Schätze zu überzählen. Der Hauptmann bleibt
allein; er entfernt sich und durchwandert noch,
nach seiner Gewohnheit, einsam die Bergschluch-
ten. Guisardi folgt ihm von Weitem; bößlich
schlägt er einen Seitenweg ein, versteckt sich hinter
einen Felsen bei der Krümmung eines Engpasses,
paßt dort dem Hauptmann auf, und wie derselbe
in seiner Nähe sich um die Ecke biegt, stößt er
ihn mit dem Dolche nieder. Hierauf haut er
ihm den Kopf ab, legt diesen in ein mitgebrach-
tes eisernes Kistchen, und wandert damit nach
der Residenzstadt des Gouverneurs.

Er langt bei dem Palaste des Prinzen an, wo
lauter Jubel herrscht; der Gouverneur befehlt die
Hochzeitsfeier einer seiner Töchter. Wer bist du?
rufen den Banditen die Schlosswächter an. Er
gibt sich zu erkennen, nennt seinen weiten und breiten
gefürchteten Namen, sagt er komme von der
Amnesie Gebrauch zu machen, und bringe den
Kopf seines Hauptmanns, des berühmten
Paolo, dessen Name nicht weniger fürchtbar
ist. Man führt ihn in den Saal wo der Gouver-
neur mit seinen Hofleuten und seiner Familie an
der Tafel sitzt. Dort wiederholt der Bandit sein
Anbringen. Die erschrockenen Töchter wollen
sich entfernen; ihr Vater gebietet ihnen zu blei-
ben: „Es ist ein reuiger Verbrecher, der die be-
leidigte Gesellschaft gerächt hat. Bleibet, meine
Töchter, überwindet diese Schwachheit!...
Ihr, sagte er zu den Bedienten, bringt diesen
neuen Gaste einen Sitz und Erfrischungen...
Lieutenant Guisardi, setzt euch und trinkt...
Nach der Tafel wollen wir euer Kistchen öffnen,
ich bin neugierig den Kopf dieses berühmten
Hauptmanns zu sehen, der mir so viele Sorgen
gemacht hat.“

Das Gastmahl wird fortgesetzt unter Essig
und Trunksprüchen. Endlich erhebt sich der
Gouverneur vom Tische; er nähert sich dem
Räuber, der ruhig neben seinem Kistchen sitzt!
Er öffnet das Kistchen... Was sieht er?...
den Kopf seines Sohnes!... seines Sohnes,
dessen unbändige Leidenschaften im Sturme der
Jugend seiner Familie so viel Verdruß verursacht
haben, der endlich seit einem Jahre aus dem vä-
terlichen Hause verschwunden ist, ohne Spur
seiner Flucht zurück zu lassen, und zwar im Au-
genblick wo er eine glänzende Heirat schließen
sollte, die zwar nicht seinen Wünschen, desto
mehr aber den Wünschen und dem Ehrgeiz sei-
nes Vaters entsprach.

Der unglückliche Vater hält seinen Schmerz ein; er bietet dem Banditen die versprochene Summe: „Behaltet euer Gold, erwiderte stolz Guisardi. Ich wollte euch bestrafen, daß Ihr uns fähig geschätzt habet, den niederträchtigsten, feigsten Verrath zu begeben. Das Uebel das Ihr stiften wolltet falle über euch. Ich bin gerächt... ich bin frei!... lebt wohl!“

Die theuern Lichter.

Die Wannengelds-Industrie unsrer Köchinnen, die zu den freien Künsten zu zählen ist, weil sie ohne Patent ausgeübt wird, ist durch das Alter ihres Herkommens und die große Anzahl der Dienstboten, die sich damit abgeben, fast ehrwürdig und quasiliteim geworden. Sie hat alle Revolutionen ohne Gefährde überstanden, wenn sie nicht gar durch dieselben eine noch größere Ausdehnung erhalten hat.

Daß alle Köchinnen Wannengeld machen, will ich jedoch hiermit nicht gesagt haben: es gibt unter denselben, wie überall, einfältige Seelen, die sich zur Aufklärung noch nicht aufgeschwungen, und die alten Vorurtheile nicht abgeschüttelt haben. An was kann man sie aber erkennen? Ich (ich schäme mich beinahe es zu gestehen), der ich für die Einfältigen eine Vorliebe habe, und die Aufgeklärten nicht über ein Vierteljahr im Dienst behalte, habe der Sache nachgedacht, und theile euch hiermit das Resultat meiner Forschungen mit. Erstens habe ich größeres Zutrauen zu der Magd, die Nachmittags am Sonntag in die Kirche geht, als auf die, welche den Tanzboden besucht. Da man aber der Magd nicht immer nachgehen und ihre Schliche ausforschen kann, so habe ich mir noch ein anderes Zeichen gemerkt, wornach ich sie beurtheile, ihre Tracht nämlich; zum Beispiel, je wecker und aufgeblasener die Bauschärmel, je größer der Leichtsinn, je breiter das Gewissen: je größer und dauerhafter der Kleidungszeug, je strenger und solider die Tugend. Doch möchte diese Regel im Allgemeinen auch nicht immer anwendbar seyn, und manche Ausnahme zulassen. Verzeihet mir diese kleine Abschweifung, ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Wenn man in Bürgerehäusern selten dem Wannengeld entgeht, so wird sie dort doch nur im Kleinen getrieben, in großen Häusern aber, wo es Köche gibt, wird dieser geheime Erwerb, wie billig, auf einem größeren Fuße ausgeübt; doch ist das alles noch nichts gegen die hohe Industrie der Köche und Haushofmeister in

Königlichen Haushaltungen; hier davon ein kleines Exempel.

Man bestahl die große Katharina von Rußland, wie man den großen Napoleon bestahl, und wie man überhaupt alle Könige bestahl. Jedoch machte die Kaiserin Katharina sehr genau über die Plünderungen ihrer Haushofmeister und Intendanten und L. straste die geringste Anreue mit großer Strenge. Einst fand sie in einer Rechnung einen Posten von 7000 Rubel (38,000 Fr.) für Talglichter. Da Katharina den Gebrauch von Talglichtern in ihrem Palast ausdrücklich verboten hatte, so war der Betrug handgreiflich. Die Kaiserin, neugierig auf den Grund dieser Presserei zu kommen, untersuchte und fand, daß dieser Posten von 7000 Rubel mit dem Einkauf eines einzigen Lichts eintraf, das auf Befehl des Großfürsten Alexander angeschafft worden war, weil man ihm zur Heilung einiger Schründen an den Lippen gerathen hatte, sie mit warmem Unschlitt zu schmieren. Der Bediente der das Licht gekauft hatte, setzte zwanzig Pfund an, der Kontrolleur machte zwei hundert Pfund daraus, der Unterintendant zwei Tausend, der Oberintendant endlich brachte den Posten auf die runde Summe von 7000 Rubel.

Ludwig XVIII, der ebenfalls die Rechnungen seines Haushalts selbst prüfte, sah sich im Jahr 1822 gezwungen, die ganze Dienerschaft fortzuschicken, weil er berechnet hatte, daß damals jedes frische Et, bis es auf seinen Teller kam, ihm auf 30 Fr. zu stehen gekommen. — Jetzt wundere man sich, wenn die Könige so große Civillisten brauchen!

Krähwinkelftreiche im Elßas und Lothringen.

Nicht nur in Schwaben, sondern auch im Elßas und in Lothringen werden manchmal Streiche gemacht, die dem hinkenden Boten auf seinen Wanderungen erzählt werden, in der Erwartung daß er sie zur Warnung oder Belustigung in seinem Kalender bekannt mache; nicht immer bietet sich aber eine Gelegenheit dar, sie schicklich anzubringen, denn gewöhnlich haben diese Anekdoten das mit den meisten dummen Streichen gemein, daß sie wenig Salz enthalten, und keine Sauce im Kochbuch des hinkenden Boten zu finden ist, dieselben genießbar zu machen. Der hinkende Bote möchte jedoch seinen Quersack leeren, und stellt hier die besten dieser Anekdoten zusammen.

Die äbelgerathene Tuchbleiche.

Eine junge Frau im Bezirk B., Kanton S., fiel, um des öftern Bindelwaschens überhoben zu seyn, auf einen sonderbaren Gedanken. Das Stück Tuch, welches ihr der Weber brachte, legte sie in die Wiege, rollte es ein wenig ab und legte den kleinen Säugling darauf. Der hinkende Bote braucht wohl nicht zu sagen warum die Bindeln da sind, und warum man sie oft wechseln muß. Wenn nun der Fall da war die Bindeln zu wechseln, so hatte die junge Frau es bequem, sie wickelte oben eine Wiegenlänge ab, und rollte unten eben so viel auf. Trefflich! sagte sie, das Tuch muß ja doch gebleicht werden; um es bleichen zu können muß es benetzt und bezossen werden; je öfter es benetzt und bezossen wird, desto leichter und schneller wird es bleichen. — Sie hatte aber auf den nöthigen Sonnenschein vergessen, und wurde deswegen in ihrer Erwartung betrübt getäuscht: denn als sie nach einiger Zeit den Tuchballen von unten wieder hinaufrollen wollte, gerührte sie, zu ihrem großen Schrecken, daß das Tuch ganz marbe geworden, und daß bei dem sanftesten Anzuehen Löcher in dasselbe fielen.

Naive Erkenntlichkeit

Als ich in Straßburg studierte, so wurde mir erzählt, stand ich einst vor der Hausthür, mit meinen Büchern unter dem Arm, die Schulstunde abwartend; da kam eine große dicke Frau auf mich zu, die mich anredete: Lieber Herr, sagte sie zu mir, ich habe einen Sohn hier in der Lehre, und jetzt, am Ende des Lehrjahrs, will ich ihn abheien nach Hause. — Ja, und was noch? Sehet, lieber Herr, ich komme von weit her, bin hier freud, und da hab' ich gedacht, Ihr seyd auch Student, und bin daher stracks auf Euch losgegangen. — Und darnach? — Was soll ich halt sagen; ... es ist mir, ich weiß nicht wie ... Wo fehlt's denn? ... Es ist mir nicht ganz recht ... Ich, ich ... es drückt mich so, und kann's doch nicht durch die Rippen herauschwitzen ... Versteht Euch schon; dem ist abzuhelfen; kommt mit mir, ich will euch einen Ort anschließen, wo ihr es nach Belieben herauschwitzen möget. ... Sie gieng. Als sie wider kam, glänzte ihr Angesicht von Zufriedenheit und Wohlbehagen. — O wenn Ihr doch wüßtet, lieber Herr, um wie viel es mir jetzt leichter geworden! ich lebe ganz neu wieder; eure Gefälligkeit ist doch ge-

wis mit nichts zu vergelten. Doch, da habet Ihr einen Groschen. — Gehet doch, was denkt Ihr? — Nehmet's nur, lieber Herr; wenn's aber soll zu viel seyn, da habt Ihr eine Su. — Gehet doch, sage ich Euch nochmals, ich nehme Euch nichts ab. — Na, wenn's denn so ist, wisset Ihr was? Ihr habet auch bald Balanz, und dann kommet einmal zu uns nach W. und machet es bei uns wett.

Die gestricke Glocke.

Im Dörschen B., nicht weit von J., im Bezirk Saargemünd, bekam unglücklicherweise die Glocke einen Riß. Alle Einwohner, sehr darüber betrübt, wünschten, daß sie umgeschmolzen werde. Allein, wie die Kosten bestreiten! die Kirche ist arm, für ihren Unterhalt wird alles im Budget gestrichen, die für unvor-gesehene Kosten angelegten Gemeinde-Gelder sind an dreifarbigte Fahnen und an Kleidung des Tambours der Nationalgarde verwendet worden; es bleibt nichts übrig. Da fiel dem Herrn Maire, einem Grafitgenie, ob ans der Julius-Revolution aufgeschossen, das weiß ich nicht, ein blitzheller Gedanken ein. Er läßt den Gemeinderath zusammenberufen; die zehn Municipalsrätthe, die sich auf Ton so gut wie auf Farbe verstehen, als wären sie taub und blind, die wie ministerielle Deputirte zu allem Ja sagen, finden es für gut, daß man die gespaltene Glocke mit Reisen belege. Dazu wollte sich aber der Schmied, der die Reise verfertigen sollte, nicht verstehen. und war der unmaßgeblichen Meinung, der Glocke könne Niemand besser helfen als der Glockengießer, und beharrte in seiner Opposition. Nun war guter Rath theuer. Man erinnerte sich endlich, daß der Pastor auch noch jetzt viel Einfluß auf den gemeinen Mann habe, und bat ihn dringend, er möchte doch den Schmied bewegen, das ihm aufgetragene Geschäft zu übernehmen. Da dachte der gute Seelsorger: sind der Thorheiten schon so viele begangen worden, kommt es auf eine mehr oder weniger nicht viel an, und um des lieben Friedens willen sprach er dem Schmiede zu, der nun auf des Pfarrers Wort der Glocke in Gottes Namen einen Reiß anlegte.

Jetzt kann sich aber auch das Dorf B. rühmen, die einzige bereifte Glocke in der ganzen Christenheit zu besitzen.

Reise-Erfahrungen eines deutschen Militär-
Arztes.

(Mit einer Abbildung.)

Ein Militär-Arzt, von Geburt ein Deutscher, Namens B..., der in den Feldzügen gegen Napoleon das russische Heer begleitet und sich nachher in Polen niedergelassen hatte, wurde durch mancherlei Umstände veranlaßt, seinen bisherigen Wohnort zu verändern, und sich nach Odessa, einer berühmten russischen Handelsstadt am schwarzen Meere, auf die Reise zu begeben. Er verwandelte seine sämmtlichen, nicht unbedeutenden Vorräthe in bares Geld, und schiffte sich dann auf dem Dnieper-Flusse ein. Eine große Strecke war schon zurückgelegt, als plötzlich in einer stürmischen Nacht das Schiff in Brand gerieth. So rasch und gewaltig griffen die Flammen um sich, daß, wer noch das nackte Leben retten wollte, sich in den Fluß stürzen und alles dahinten lassen mußte. Verletzt an Füßen und Augen, erreichte B..., noch glücklich genug das öde Ufer. Aber wo sollte er in wilder unbekannter Gegend, bei finsterner Nacht, nun eine Zuflucht suchen? Da ließ, als endlich der Morgen hereinbrännte, sich eben nicht entfernt ein Betglöcklein hören; dem folgte er nach, und es führte ihn in eine offene Klosterkirche. Er sank vor dem Altar auf die Kniee, und dankte Gott mit Thränen für die Rettung aus der Gefahr und für den Zufluchtsort. Als er nach einer Weile sich wieder aufrichtete, sah er sich von Nonnen umringt, deren Theilnahme sein elender Aufzug in nassen, halb verbrannten Lumpen, und seine Frömmigkeit ihm erworben hatte. Er erzählte sein trauriges Geschick, und die guten Klausnerinnen führten ihn in's Krankenzimmer und verpflegten ihn so lange, bis seine Brandwunden es verflatterten, daß er sich wieder auf den Weg machen konnte. Sie beschenkten ihn mit Wäsche und Kleidungsstücken und mit einem Zehryfennig, und er setzte nun seinen Stab weiter. Es dauerte aber nicht lange, so hatte er sich in den Wildnissen dieser Wälder und Steppen von Neuem verirrt. Schon war es nahe daran, daß er vor Ermattung niedergefunken und dann den rings umher heulenden Wölfen zu einer sichern Beute geworden wäre, als er noch endlich am Ufer die einsame Hütte eines Fischers erblickte. Nach dieser schleppte er sich hin, und der Fischer, ein barmhertziger Samariter, nahm ihn freundlich auf, und that zu seiner Verpflegung und Herstellung, was er irgend konnte. Als nach einiger Zeit dieser gute Mann eine Ladung Fische

in einem Boote nach Kiew führen wollte, bat B... ihn um ein Plätzchen im Fahrzeuge, denn in Kiew hoffte er als Arzt sein Glück bald wieder hergestellt zu sehen. Der Fischer willigte ein, bereitete ihm ein bequemes Lager, und spannte ein Tuch darüber, weil B... noch immer schmerzlich an den Augen litt. Die Fahrt geht vorwärts. Sie langen gegen Abend an einer Zollstätte an. Das Boot macht Halt. Der Zollverwalter, ein Mann mit einem Stelzfuße, staunt, als er den Kranken erblickt, und kann die Augen gar nicht wieder von ihm abwenden. Endlich bittet er ihn auszustiegen und sich in seinem Hause zu erquicken. Zwar wäre B... lieber auf seinem Lager liegen geblieben, aber der Mann mit dem Stelzfuße läßt nicht nach mit Bitten, und so richtete denn unser ermatteter Reisender sich endlich auf, und hinkt nach der Hütte am Ufer. „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr, mein bester Herr Doktor“, — fragt der Zöllner — „entfennen Sie sich nicht des Soldaten, dem Sie bei Stuttgart das Bein abnahmen und ihm das Leben erhielten, als schon alle andern ihn verlassen hatten?“ — B... besinnt sich jetzt, erkennt seinen alten Kriegskameraden wieder, und die alte Freundschaft wird herzlich erneuert. Der Zöllner bittet nun den Fischer, bis morgen Halt zu machen. Es geschieht. Alles was die Hütte leisten kann, wird aufgeboten, die Gäste zu erquicken und zu erfreuen. Gegen die Nacht kehrt der Fischer in sein Boot zurück: für B... aber hat der Zöllner ein recht weiches Lager bereitet. Nun möge er sich zur Ruhe begeben, — sagt der Wirth — aber sich nicht wundern, wenn er etwa neben im Stalle ein Geräusch hören werde; denn es gäbe da zuweilen Geschäfte; und überdem müsse er diese Nacht einen kleinen Gang machen. In der That wird B... auch durch ein Geräusch und Geklirr aufgeweckt, schlummert aber, müde wie er ist, bald wieder ein. Am Morgen steht der Zöllner vor seinem Bette mit einem Beutelchen voll Geld in der Hand, und bittet seinen Gast flehentlich es anzunehmen, weil er ja jetzt einer Beihülfe wohl bedürftig seyn werde. Nun wird mit einem Male B... alles klar. „Freund!“ — ruft er aus, — „du hast diese Nacht deine Ruh verkauft, um mir mit diesem Gelde zu helfen!“ — „Es ist wahr,“ — entgegnet der ehrliche Mann — „aber sollte mir der Retter meines Lebens nicht hundert Mal mehr werth seyn, als meine Ruh?“ B... sieht ein, daß er dieser guten Seele unendlich weh thun würde, wenn er das Anerbieten länger zurückwiese. Er nimmt also das Beutelchen mit zwanzig

zig Kubeln als ein Darlehen an, welches er bald von Kiew aus zurückzahlen hoffe. Mit heißen Thränen küßt ihm der dankbare Russe die Hände, versorgt ihn noch mit Lebensmitteln und einem warmen Pelz für die Reise, und B.... kommt glücklich in Kiew an. Hier geht alles nach Wunsch. B.... macht glückliche Kuren, verdient viel Geld, schickt seinem wackern Wirth am Dnieper das Darlehen samt Zinsen zurück, und es fehlt ihm, da nun auch die Gesundheit vollkommen wieder hergestellt ist, an nichts mehr. Aber der alte Plan, die Reise nach Odessa, und von da vielleicht nach Konstantinopel und nach Griechenland, will doch nicht aus der Seele weichen. Sobald die gute Jahreszeit sich eingestellt hat, macht sich B.... von neuem reisefertig. Dieß Mal jedoch will er das Wasser, wo es ihm so übel ergangen ist, meiden. Er miethet sich einen Fuhrmann und eine Kibitke, packt seine Habseligkeiten auf, und fort geht es abermals nach den Küsten des schwarzen Meeres. Der größte Theil der weiten Fahrt wird glücklich zurückgelegt. Aber am Ende derselben sieht er sich von den grausvollen Wildnissen Bessarabiens umfassen, Weg und Steg gehen verloren, die Nacht dunkelt herein, eine Herberge ist nirgends zu entdecken. Der Fuhrmann hat schon längst den Muth verloren, da diese Gegenden wegen ihrer Unsicherheit verrufen sind; aber B.... läßt sich dieses alles nicht im mindesten ansehn. Zudem er nach alten Sätzen hin blickt und sich umschaut, sieht er mit einem Male ein Licht in der Ferne durch die Gebüsche schimmern. Nun geschwind darauf zu. Man kommt näher. Was in der Ferne als ein Licht erschien, ist ein großes Feuer, um welches eine zahlreiche Bande sich hergelagert hat. Gott sey bei uns! das sind Zigeuner" — wimmert der Fuhrmann; — „wir sind ohne Rettung verloren; die Kerls haben uns schon entdeckt.“ Ganz lieblich erklingt freilich diese Nachricht auch B....'s Ohren nicht. Aber es muß gewagt seyn, und wer im Vertrauen auf Gott etwas wagt, dem gelingt's, denkt der Doktor und ruft: „Nur zugefahren, wir werden uns schon miteinander verständigen und vertragen.“

Unter dessen hat aber auch schon eine der ausgestellten Wachen der Bande die Reisenden entdeckt, schreit: „Halt!“ nähert sich mit angelegtem Gewehr dem Fuhrwerk, und fragt nach Namen und Absicht. — Doch kaum hat B.... angefangen zu sprechen, und kaum hat er seinen Namen genannt, so unterbricht ihn der wilde Gefelle mit dem freudigen Zuruf: „Sie sind's,

bester Herr Doktor? Ja, Sie sind es leibhaftig! Erinnern Sie sich wohl noch des Soldaten, für den Sie einst, als wir in Frankreich standen, mit menschenfreundlichem Herzen fünfzig Kreuzhiebe bei den Offizieren heruntergehandelt haben, weil sie behaupteten, ich könne so viel nicht aushalten? Jetzt kann ich Ihnen endlich für diesen guten Dienst einigermaßen erkenntlich seyn. Folgen Sie mir nur ohne Furcht zu meinen Kameraden da drüben.“

Sobald sie dem grausigen Getümmel der schmausenden Räuberbande (denn solch eine Gesellschaft war diese) sich näherten, rief der vorangehende Spießgesell den übrigen zu: „Hier bringe ich meinen besten Freund, meinen Wohlthäter, meinen Retter, den ich so unermüdet wieder gesunden habe.“ Dann erzählte er die ganze Geschichte. Ein mildes Lebehoch erscholl. Alle drängten sich herzu, dem guten Doktor die Hand zu drücken. Es ward ihm der Ehrenloz am Feuer eingeräumt, vom Braten das beste Stück aufgetischt, und aus dem besten Fäschchen ein Trunk gezapft. Nachdem die ganze Nacht durchjubelt war und der Morgen hereinzudämmern begann, führte der Waldwirth seinen Gast auf die nächste und beste Straße nach Odessa, wünschte ihm, unter vielen herzlichsten Dankausdrücken für die alten guten Dienste, tausend Glück auf den Weg, und B.... erreichte nun, ohne weitere Umstände, nach so manchen gefahrvollen und seltsamen Abentheuern, wohlbehalten das Ziel seiner Reise.

Dieses Buchstück einer überall so merkwürdigen Lebensgeschichte enthält buchstäbliche Wahrheit.

Abraham Nothnagels mißlungene Heirathsversuche, von ihm selbst erzählt.

(Mit einer Abbildung.)

Vor zwanzig Jahren war ich meines Wissens fünf und zwanzig Jahre alt, war Weiser, hatte drei Gesellen, Arbeit und Verdienst vollauf, und alle Bürgerstöchter nickten mir freundlich mit dem Kopf, wenn ich kam, und sahen mit lächelnd in die Augen, als wenn sie mich über etwas fragen wollten. Wie hat sich doch die böse Welt seitdem geändert! Die Lächer sind heutiges Tages nicht mehr so höflich, so freundlich, so zärtlich, so gütig, so gefällig, so lebenswürdig, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Kein Wunder wenn uns der Himmel Revolutionen, Aufruhr, theure Zeit, Erdbeben, und die vor zwanzig Jahren noch unbekannte Cho-

fig!
für
en,
aus
has
licht
die-
enn,
Kas
der
Ges
ran-
inge
ter,
ges
Ges
ung-
zu
euer
fge-
ank
belt
nn,
chste
han,
stren
beg,
ide,
bn-
ndi-
ahs
tha-
Tens
tatie
auf,
dlich
mit
über
die
sind
und-
dend-
hren.
velu-
und
Cho-



era schießt, denn die Leute werden alle Tage verderbter, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Als ich nun, wie gesagt, fünf und zwanzig Jahre alt war, sagte die Mutter: Hämme! schau dich um unter den Töchtern des Landes, aber wähle dir eine Frau mit der du Ehre einlegst. Du bist wohlhabend, und jung und hübsch, du kannst es ja haben.“

Ich hatte damals schon schöne Bücher und rührende Romanen gelesen, und ich wußte was zu einer guten Frau gehört. Ich beschloß demnach, keine zu heirathen, als die Vollkommenste. Ich schrieb mir ihre Eigenschaften auf, damit ich nichts vergäße, und brachte endlich zwölf Kardinaltugenden zusammen, die meine künftige Braut haben müsse.

Demnach sollte sie seyn, 1) bildschön; 2) tugendhaft wie ein Engel; 3) reicher als ich; 4) sein jung, damit ich selbe noch nach meinem Geschmack bilden könne; 5) von frischer Gesundheit; 6) sehr fromm; 7) die beste Haushälterin; 8) nicht zänklisch, sondern von immer guter Laune; 9) nicht widerspenstig, sondern demüthig und ergeben; 10) nicht einfältig; sondern witzig und geistreich; 11) nicht puhsüchtig, sondern scharf; 12) nicht flatterhaft, sondern auffer mich sollte sie alle Männer unerträglich finden; auch sollte sie auffer mich noch keinen andern Liebhaber gehabt haben. So sollte meine künftige Braut beschaffen seyn. Alle Welt muß gesehen, daß ich als ein vernünftiger Mann nicht zu viel gefordert habe. Und ich suchte zwanzig Jahre lang, und konnte keine einzige Tochter nach meinem Geschmack finden; keine einzige hatte die zwölf Kardinaltugenden beisammen. Die Schöne war arm, die Reiche war nicht schön, die Witzige plapperte mir zu viel, die Fromme war zu alt, die Junge hatte zu viel Eigensinn. Summa Summarum, ich suchte zwanzig Jahre umsonst, und bekam keine Frau, und die rechtschaffensten Leute in der Stadt beklagten mich mit Recht, und sagten: „Der arme Abraham Nothnagel!“

„Hämme! sagte meine Mutter, schau dich um unter den Töchtern des Landes; es ist hohe Zeit.“ Daß es hohe Zeit sey, hatte ich schon selbst bemerkt seit zwanzig Jahren. Ich legte meinen Zettel mit den zwölf Kardinaltugenden auf die Seite, und dachte: „Abraham Nothnagel, wähle dir die reichste Tochter der Stadt. Geld ersetzt die andern fehlenden elf Kardinaltugenden, Geld macht klug, bringt Ehre, gibt Weisheit, macht das Hässliche schön.“

Ich traf demnach die ernsthaftesten Anstalten,

auf die Heirath auszugehen. Die Tochter des reichen Kaufmanns Knoller war sehr liebenswürdig, denn sie hatte ein Vermögen von zwölf tausend Gulden, ungerchnet was sie noch vom Vater zu hoffen hatte. Damit war etwas anzufangen. Ohne anders ward ich gegen die Jungfer Knoller sehr zärtlich. Ich machte mit ihrem Vater Geschäfte, und bekam freien Zutritt in sein Haus. Alles gieng gut von statten. Aber es ward mir entsetzlich schwer, der Jungfer Knoller die eigentliche Ursache meiner Besuche zu gestehen; zehnmal hatt' ichs auf der Zunge, ihr zu sagen, ich möchte sie heirathen, aber das Ding gieng nicht. Ich ward immer feinerroth im Gesicht, wenn ich von dem Kapitel anfangen sollte. Sie war aber sehr leichtfertig, und ich merkte wohl, sie habe jemand anders als mich im Sinn, nämlich den jungen Abel, einen Kaufmannssohn.

Ich wandte mich also an Hrn. Knoller; mit dem hatte ich schon mehr Muth zu reden. Ich hielt um seine Jungfer Tochter an. Er fragte mich wie groß mein Vermögen sey. Ich sagte es Ihm. Da bekam der gute Mann seinen Husten, daß er kaum ein Wort erwidern konnte. Er konnte endlich so viel hervorbringen, daß ich erst mit seiner Tochter reden müsse.

Das war nun ein schweres Stück Arbeit für mich. Doch den nächsten Sonntag zog ich meinen hellgrünen Rock mit Perlennutterknöpfen und ein schön geschnittes Gilet an, die ich seit zwanzig Jahren für feierliche Gelegenheiten aufbewahrt hatte; desgleichen weiß seidene Strümpfe, und setzte meinen neuen dreieckigen Hut recht unternehmend auf.

So gieng ich am Sonntage gegen Abend zur Jungfer Knoller, denn ich wußte, sie sey allein und der Vater nicht daheim. Ich sprach mir allen möglichen Muth zu. Aber schon vor der Hausthür überfiel mich ein gewaltiges Zittern, wegen dessen, wie ich's zu sagen hätte.

Als ich ins Haus trat, siehe, da standen Jungfer Knoller und Herr Abel beisammen. Beide waren sehr verlegen bei meiner Ankunft, wurden aber bald wieder gesprächig. Im Hausgang hing die große Waarenwaage, davon die eine Waagschale bis auf den Boden, die andere aber hoch in der Luft hing. „Wer von uns ist schwerer?“ sagte Jungfer Knoller muthwillig zu mir, und stellte sich in die tief hängende Schale zwischen die Seile, trat wieder heraus, um die andere aus der Höhe nieder zu lassen, damit ich hinaufkriechen könne.

Es war ein wunderlicher Einfall, aber ich

verstehe Scherz. Die Wagschale hieng mir noch zu hoch. Hr. Abel hob mich empor; ich kroch hinauf, und stellte mich klein und zusammengekrümmet hinein. Hr. Abel legte in die andere Wagschale einen halben Zentner, dann noch einen und wieder einen. Das zog mich hinauf bis an die Decke.

„Um des Himmels willen!“ rief ich, ich bin sehr schwindlicht! „Jungfer Knoller und Hr. Abel lachten aus vollem Halse und giengen davon, kamen nicht wieder zum Vorschein und ließen mich hoch in der Luft hängen.

Der Spas war sehr unartig. Herabzufpringen war nicht rathsam; es hätte einen Beinbruch geben können. Schreien wollt' ich nicht, denn was hätten die Leute denken können. Ich machte mir's freilich in der fatalen Lage so bequem als möglich: aber krumm mußte ich doch sitzen. Nie war ein Liebhaber in betrübter Lage. Es vergiengen Stunden, es wurde Nacht, und ich hartete vergebens auf Erlösung. Ich machte in diesen bekümmten Umständen sehr nützliche und ernsthaftige Betrachtungen über das Heirathen, und schwor in meinem Herzen nie wieder das ver wünschte Hans zu betreten.

Endlich, da keine Seele erschien, mich aus der Höhe meines Leidens zu retten, übermannte mich die Verzweiflung. Ich kroch hervor, hieng mich mit den Händen an die Seile, und wollte auf gutes Glück einen Sprung ins Finstere herunter wagen. Indem ich da hing und mit

den Beinen zappelte, gieng die Hausthür auf. Es kam jemand herein, und trat im Dunkeln so zwischen meine Beine, daß ich auf seine Schultern zu sitzen kam. Ich benutzte die vor treffliche Gelegenheit mich niederzulassen. Der Mann, auf welchem ich ritt, fiel mit lautem Geschrei zu Boden; ich fiel auch und verlor meinen Hut. Ich griff im Dunkeln darnach, bekam eine Perücke und lief mit ihr davon in der Angst, denn der Mann schrie entsetzlich: Diebe, Mörder!

An der Perücke, da ich sie beim Licht besah, erkannte ich, daß ich auf Herrn Knoller geritten hatte, welches mir wahrhaftig Leid that. Am folgenden Tage schickte mir seine Jungfer Tochter meinen Hut und einen Zettel, mit den Worten: „Herr Abraham Nothnagel ist gewogen und zu leicht gefunden worden.“ Vier Wochen nachher hatte sie Hochzeit mit Herrn Abel.

Wem hätte nach solchem Herzeleid nicht die Lust zum Heirathen vergehen sollen? Aber ich machte mich herzhaft zum zweiten Mal ans Werk, wo es mir leider noch zehnmal ärger gieng. Ich sehe aber, lieber Leser, daß die Thranen die du über meinen ersten traurigen Unfall vergießest, noch fließen; um also auf dein empfindsames Herz nicht zu anhaltend loszustürmen, spare ich die Erzählung meines zweiten und dritten Mißgeschicks auf ein anderes Jahr; muß ich ja ohne hin doch auch wieder Athem holen.

Instruktion über die Cholera.

Was man zu thun hat, um sich vor der Cholera zu schützen.

Die wenige Gefahr von der Cholera befallen zu werden, muß die Gemüther beruhigen. Man muß sich also nicht bange seyn lassen und an die Krankheit anders nicht denken, als nur um die geeigneten Vorsichtsmittel anzuwenden, sich vor derselben zu schützen. Je weniger man sich fürchtet, desto weniger läuft man Gefahr. Da nun die Gemüthsruhe ein großes Schutzmittel ist, so muß man alles vermeiden, was starke Gemüths bewegungen erzeugen kann, wie z. B., den Zorn, den Schrecken, die zu lebhaften Vergnügungen, u. s. w.

2) Man hat bemerkt, daß je reiner die Luft

ist, welche man einathmet, desto weniger man der Cholera ausgesetzt ist.

Man kann sich daher nicht genug angelegen seyn lassen, in den Wohnungen gesunde Luft zu erhalten. Es dürfen also nicht zuviel Menschen in dem nämlichen Zimmer wohnen, und noch weniger darin schlafen; man muß es Morgens und auch noch unter Tags auflüften, indem man so lang und oft als möglich die Thüren und Fenster aufmacht. Auch ist es zweckdienlich, in den Wohnzimmern ein breites irdenes Gefäß mit Ehlorkalkwasser aufzustellen. Man kann auch die Erneuerung der Luft dadurch bewirken, daß man einige Augenblicke ein helles Flammfeuer im Kamine macht.

Man muß die Thüren und Fenster erst dann aufmachen, wenn man ganz angekleidet ist, um sich nicht der Erkältung auszusetzen. Wenn man

sich, wo
mer beg
Man
keine W
rath die
bleibe
sie beset
fer entk
Die

zu jeder
wenn d
Wäsche
sonders
Man
lüften,
Zubehör
erhalten

Es ist
lichkeit
wenigst
bloßem
Die De
eisernen
oder an
stund, n
stopft se
man sic

Ein
Haush
gebrau
nicht zu
oder Ge
durch d
Abfließ
daß ma
nicht J

Die
Einmal
Gesund

Der
Thieren
man m
indem r
läßt.

Man
keine S
u. s. w
halten,

Die
volltreid
gegenfe
müßten
Straßen
sind: d